

Die Woche.

Politische Notizen.

Den Delegationen haben wir in der vorigen Woche an dieser Stelle Unrecht gethan. Wir müssen ihnen also auch in dieser Woche Abbitte leisten. Nicht als ob wir eine bessere Meinung über Wert und Bedeutung ihrer Verhandlungen und Beschlüsse gewonnen hätten! Nein, selbst die Kriegsbudgetrede des Delegierten Dr. Prohler, welche besser zur Gründungsfeier eines Veteranenvereines gepaßt hätte, hat uns nicht gebessert. Wir haben aber beobachtet, daß die Delegationen, wenn sie auch selbst nichts Interessantes leisten, doch wenigstens die Gelegenheit geben, daß etwas Interessantes geschieht. Wir meinen die Delegations-Cercles, bei denen diesmal einige sehr bemerkenswerte Äußerungen fielen. Scharf definiert, sagen wir also: Wir schätzen die Delegationen noch immer nicht um ihrer selbst, sondern nur um der Delegations-Cercles willen; wie Einer, der auf einen Ball geht, nicht um zu tanzen, sondern um ein Spielchen zu machen.

Das Cercle-Gespräch, welches die Delegationen wert ist, war das, welches zwischen dem Kaiser und dem Tiroler clericalen Delegierten Thurnher geführt wurde. Zum Delegierten Thurnher machte der Kaiser Vorhalte über den Widerstand des Tiroler Landtages gegen die Landwehrrövidelle. Wer die Discussion zwischen dem Kaiser und Herrn Thurnher, so wie sie in den Zeitungen stand, gelesen hat, wird wohl zugeben müssen, daß es in Österreich wenige Menschen gibt, die es verstehen, ihre Überzeugung so ruhig und doch so entschieden auch vor dem Kaiser zu behaupten. In der deutsch liberalen Partei gibt es keinen, und wenn Hans Ryblich durchaus fleischnadige Minister haben will, dann wird ihm wohl in Österreich nichts übrig bleiben als — clerical zu werden.

Vor einigen Tagen überraschte uns ein Wiener Blatt mit der folgenden Notiz: „Die Delegations-Correspondenz ersucht uns, folgendes mitzutheilen: Durch ein unliebsames Versehen in der Druckerei, und zwar durch falsche Zusammenstellung der einzelnen Blätter des Manuscriptes, ist die Rede des Präsidenten der Delegation Freiherrn v. Chlumetzky, mit welcher derselbe die letzte Delegationsbesprechung schloß, unverständlich geworden.“ Es waren seit jener Rede drei Tage vergangen. Aber kein Mensch hatte bemerkt, daß die letzte Delegationsrede des Freiherrn v. Chlumetzky unverständlich gewesen sei als seine anderen.

Österreich ist im Augenblick das an politischen Volksversammlungen und Demonstrationen reichste Land der Welt. Aber wir rühmen uns nicht dieses Reichthums. Im Gegentheil, im Inland thut man die Sache so kurz und so zahm als möglich ab und nach dem Ausland berichtet man gar nichts darüber. Ja, wenn die Anschläge im Londoner Hydepark stattfänden! Dann wären zweifellos unsere Staatsmänner davon überzeugt, daß die Wahlreform notwendig ist — in England.

Im Arbeitsprogramm der kommenden Session des Reichsraths steht die Wahlreform. Es wird aber den Ministern wie allen „gemäßigten“ Parteien des Hauses die schwierigste und größte Arbeit geben, die Wahlreform auch diesmal von der Legislative fernzuhalten.

Alle coalirten Dinge sind drei: Graf Stürck, Professor Schultke, Dr. Dobrynski, ein Deutschliberaler, ein Conservativer, ein Pole sind mit hohen Sinecuren im Unterrichtsministerium versorgt worden, und das tschechische Gleichgewicht der Hofenwart'schen Schöpfung, welches durch die bevorstehende Errichtung einer slowenischen Schule gefährdet zu werden drohte, ist nun wieder in Ordnung. Uns will aber die Rechnung nicht stimmen. Nehmen wir schon an, daß der Graf Stürck ein Äquivalent des Herrn Schultke und Herr Schultke ebensoviel wert ist wie Herr Dobrynski, so bleibt uns doch noch zu Ungunsten der Slowenen und zu Ungunsten des coalirten Gleichgewichtes ein Pochen Rest: das ist eben jene Cillier Slowenenschule, die durch die gewichtigen Herren Stürck und Dobrynski nicht im Gleichgewicht gehalten werden kann, weil diese durch den Herrn Schultke vollständig aufgewogen werden.

Merkwürdig übrigens, wie veränderlich die politische Terminologie ist. Wenn ein einzelner Politiker von der Regierung eine Sinecure annimmt, so nennt man das voll Entzückung: Corruption. Thun noch zwei andere mit, so heißt es voll Befriedigung: Coalition.

Herr Ferdinand von Bulgarien hat jetzt eine Deputation zum Sultan nach Constantinopel geschickt, die zwischen ihm und dem Sultan ebenso gute Beziehungen herstellen soll, als sie vordem zwischen dem Sultan und Stambulow bestanden. Herr Ferdinand trägt in der That einen hohen Ehrgeiz im Busen. Er strebt seinem gewesenen Ministerpräsidenten nach. In magnis robur et volucras eat.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Opéra, „Diello“ von Verdi. Brüssel. Théâtre Moderne, „Reprise von „Dora“ von Sardou. Gent. Grand Théâtre, „Phyrc“ von Camille Saint-Saëns. Berlin. Lessingtheater, „Die Schmetterlingsflucht“ von Hermann Sudermann. Dresden. Neuküchler Posttheater, „Die Tugendwächter“ nach Fope de Vega von Eugen Jabel. Würzburg. Stadttheater, „Foreley“, Schwank von J. Dachs. Hamburg. Altonaer Stadttheater, „Drei Engel im Hause“ von Otto Schreyer, „Ein pietätloser Mensch“ von Julius Schaumberger.

Wien feiert den größten Wiener: Johann Strauß hat morgen sein Fest. Den größten Wiener darf man ihn wohl nennen: denn keiner hat wie

er das Wienerische in seine definitive, unverbesserliche, vollkommene Form gebracht. Das ist die Kraft, aber es ist auch die Grenze seiner Kunst: über das Wienerische kommt sie nicht hinaus. Er ist der Orpheus der Wiener Seele: die süßesten Stimmen weiß er alle aus ihr zu locken, es fehlt kein leiser Hauch. Daß diese Wiener Seele nicht mehr als immer nur Walzer zu geben hat, ist nicht seine Schuld. Musiker klagen, das er nie die Bedeutung seiner Stoffe faßt, sondern jedes Thema gleich wieder in seinen Dreiviertel-takt setzt: aber es ist wienerisch, nie in das Wesen der Dinge zu dringen, sondern über alle die gleiche Form ihrer Laune zu ziehen. Lust und Schmerz laufen immer hier in jenen weichen, milden, innig sinnlichen Tanz, der der Walzer ist. Das traf köstlicher keiner noch als Strauß. So darf er wohl ein König heißen, aber freilich ein König nur vom Zaune der Wiener. . . . Wienerisch ist seine Kunst. Wienerisch ist auch seine Art: lieb und fesch, nicht zu klug, aber schlau, sehr gemüthlich und ein bißel falsch. Wienerisch ist endlich der große Schmerz, der ewig sein Leben trübt: er hat noch immer das Ehrenzeichen nicht und nicht die eiserne Krone.

Das Burgtheater brachte Donnerstag „Antonius und Cleopatra“. Sonnenthal war wohl nie ein Antonius. Die Rolle ist weder in seiner Natur noch in seinen Mitteln. Er hat die Gabe, durch weiche, innige und warme Töne zu rühren, und schwache, milde, weinerliche Unmänner können ihm gelingen. Güte und Schwäche weiß er meisterlich zu gestalten. Seine Stimme hat Thränen, die runden Gesten seiner Prälatenhande segnen stets. Trost, Kraft und Härte fehlen ihm. Aber der Antonius braucht Trost, Kraft und Härte: denn eben, wie er diese an ein Weib verliert, das allein gibt den Sinn der Tragödie. Der Antonius ist Soldat, Römer, Wüstling. So hat schon Plutarch und erst kürzlich wieder (in einem sehr amüsanten Buche: „Apsasio, Cleopätre, Theodora“) Henri Houffaye den Eroberer mit den asiatischen Gelüsten gezeichnet, der sich ein Enkel des Heracles rühmte und, löwen vor dem Wagen, als neuer Dionysos einst durch Epheus zog. Einen Kaufbold, einen Gladiator nennt ihn Cäsar hier und ein anderer hätte wohl auch die königliche Dirne des Pompejus und Herodes, die sich nächstlich gern in Schenken mit trunkenen Matrosen schlug, nicht lieben gelehrt. Ihn durch ein Weib zu brechen, bis der Soldat flieht, „das Herz ans Ruder der Geliebten festgebunden“, der Held Weunne wird und der römische Adler nur noch ein „brünstiger Entenich“ ist — das ist der Gedanke des Stilles. Sonnenthal kann diese Dinge nicht. Man glaubt ihm den Sieger von Philippi und Pharsalus nicht und wenn er verspricht, „ganz in Blut zu kommen“, bleibt man schwer ernst. Er wirft das Stilk um und man versteht nicht, was denn der Dichter erst die Cleopatra, die ungeheuerer Bühlerin, braucht, da doch schon eine habende Susanne genügen würde, diesen listern lächenden Kreis zu verderben. So kommt es, daß die Leute sich unbefähig fühlen, und weil sie doch Shakespeare oder Sonnenthal zu beschuldigen den Muth nicht haben, wird alles Argerniß wieder auf den Director geschoben. Es war nicht klug von ihm, die mächtige Cleopatra der Wolter, die immer noch sehr schöne Stellen hat, durch diesen falschen Antonius zu gefährden, während er einen echten in Herrn Reimers doch hätte.

Das ewige Thema von der Widerspenstigen, die Liebe zähmt, ohne Geist, ohne Wib, ohne Kunst, unwahr und unwirksam, träge und geschwätzig vorgebracht — das ist „Salali“, das Lustspiel von Richard Slowronne, das Montag das „Deutsche Volkstheater“ spielte. Einem Referendar, der das erste Mal jagt, sagt man: „Sie werden ja heute bestimmt noch jemanden anschießen!“ Ein alter Förster trinkt sechs Schnäpse. Man glaubt eine wahre Begebenheit nicht, weil der Erzähler sonst immer lügt. Das sind die drei Wige, die ich in den vier Acten fand. Ohne das treffliche Spiel der Damen Odilon, Hausner, Jampa, der Herren Khl, Giampietro, Thyrot und zwei sehr hübsche Decorationen, die sogar Stimmung haben, wäre das Stilk nicht möglich, nicht weil es unliterarisch, sondern weil es langweilig ist, ohne Salz und Würze. H. B.

Man schreibt uns aus Dresden: Das kgl. Schauspielhaus eröffnete die Saison mit der Erstaufführung von Paul Lindaus „Ungerathene Kinder“. Nach drei hintereinanderfolgenden Schauspielen desselben Verfassers wieder einmal ein Lustspiel. Es ist bekannt, daß die „Sonne“ Lindaus erster großer Mißerfolg war. „Der Komödiant“, eine Reihe interessanter lebender Bilder, und „Der Andere“, ebenso geschickt in der Made, wie verkehrt und geschmacklos in der Wahl des Stoffes, bedeuten zwei weitere Stufen auf der Leiter nach abwärts. „Ungerathene Kinder“ ist die vierte. Man hatte im Anfange des ersten Actes einen Augenblick die wohlthuende Empfindung, als werde man den Abend über an einem harmlos plätschernden Wasserchen dahinwandern, das weder Tiefen aufwühlte noch zwischen Felsen brausen, sondern in stiller Gemüthlichkeit uns mit grünen Wiesenufern und den bekannten, aber immer wieder gern gesehnen grafsenden Kindern erfreuen würde. Doch nur einen einzigen Augenblick lang. Denn schon nach wenigen Minuten vertief sich der sichte Nach in ein düres, dürriges Gerinzel zwischen Sandbänken, so daß den sich milde dahinschleppenden Wanderer selbst ein paar maliges Welterleuchten am jernen Fortgange nicht mehr aus einer Zeit von Akt zu Akt steigenden lethargie werden konnte. Das Stilk, dessen Idee (er zu philisterrhaft gut gerathene Kinder zu ungerathenen zu machen) sehr glücklich im Volksischen behandelt worden ist, ist langweilig. Daß es dennoch auch in Berlin, Hamburg, Dresden, Leipzig u. gegeben werden wird, beweist, wie groß der Nachruhm Lindaus noch immer ist; ein Herr Müller oder Schulz als Verfasser dieses Lust-